

Düsseldorf in Max Frischs »Homo faber«

Yahya Elsaghe

Für L.

›Deutschland und die Deutschen‹, um es auf einen Titel Thomas Manns zu bringen, den Max Frisch tödlich gehasst hat¹ – ein Paradebeispiel für die Spielart des Ödipuskomplexes, die wir seit Harald Bloom *anxiety of influence* nennen –, das nächste Fremde also der Deutschschweiz und die wichtigste Bezugsgröße ihrer Selbstvergewisserung kommt denn auch in dem sicherlich berühmtesten aller Schweizer Nachkriegsromane vor, »Homo faber« (1957), das meistgelesene oder doch meistverkaufte und in die meisten Sprachen übersetzte Buch der Schweizer Nachkriegsliteratur, auch das Suhrkamp-Taschenbuch mit den überhaupt höchsten Auflagen.

Und die Art, *wie* Deutschland und die Deutschen darin zur Darstellung gelangen, kann mit zu erklären helfen, warum dem Buch gerade auch in der Bundesrepublik ein solcher Großserfolg beschieden war. Denn erklärungsbedürftig ist dieser Erfolg allemal. Der Held des Romans nämlich, der als solcher an die ungeteilten Sympathien der Leserschaft appelliert, lehnt Deutschland oder doch die Deutschen *tutti quanti* ab: »ich mag die Deutschen nicht«.²

Deutschland und die Deutschen erscheinen in »Homo faber« in drei verschiedenen und unterschiedlich prominenten Varianten: in Gestalt der Bundesrepublik, der DDR, des ›Dritten Reichs‹. Und zwar verhält sich die Prominenz der jeweiligen Erscheinung proportional dazu, wie wichtig eine Variante im kollektiven Gedächtnis und für die politisch-ökonomischen Belange der Nachkriegsschweiz war:

Was die DDR angeht, so sagt ein publikationsgeschichtliches Faktum fast schon alles. In der DDR durfte der Roman nämlich erst mit einer Verzögerung

1 Vgl. M. Frisch: Aus dem Berliner Journal, S. 57.

2 M. Frisch: Homo Faber, S. 10.

von nicht weniger als sechzehn Jahren erscheinen. Darin kommt die DDR als solche, nämlich unter diesem Namen gar nicht vor, sondern gemäß der damaligen Sprachregelung der Bundesrepublik nur als »Ostdeutschland«. ³ (Auch die Eidgenossenschaft verweigerte ihr nomenklatorisch die Anerkennung und sollte ihre Selbstbezeichnung erst in den Siebzigerjahren übernehmen.) Und diese also nicht von ungefähr gar nicht so genannte DDR taucht nur ganz am Rand des Romans auf. Erwähnung findet sie lediglich im Zusammenhang mit der Vorvergangenheit der erzählten Zeit (ebenfalls 1957). Ein Neben- oder sozusagen Nachbuhler Fabers soll dortzulande leben. Auch nach dem »Juni 1953« sei er überzeugter Kommunist geblieben, »linientreu bis zum Verrat«. ⁴

Die Reduktion ›Ostdeutschlands‹ auf den 17. Juni und einen auch durch diesen unbelehrbaren Hardliner wird den Erfolgchancen des Romans im Westen und in der Bundesrepublik bestimmt nicht geschadet haben. Noch weiter hochgesetzt dürften sie aber durch die Art worden sein, wie das ›Dritte Reich‹ darin vorkommt bzw. *nicht* vorkommt. Es erscheint ebenfalls nur an den Rändern und ebenfalls nur in der Vor- oder Vorvorvergangenheit. Es bildet den Hintergrund für die Erzählung von Fabers erster Paarbeziehung, einer Beziehung zu einer Jüdin oder »Halbjüdin« ⁵ (ein Ausdruck bekanntlich aus der *LTI*, *lingua tertii imperii* ⁶ oder »Nazisprache«, ⁷ an dem sich der spätere Frisch, das muss man ihm zugutehalten, endlich doch noch stoßen sollte ⁸). Hierbei aber wird der deutsche Boden nie betreten. Das Reich und seine Ungeheuerlichkeiten bleiben auf sichere, tertiär-medial sichergestellte Distanz gehalten: »vor dem Radio, Verkündung der deutschen Rassengesetze«. ⁹

Die also nicht nur temporal, sondern auch spatial strikte Distanzierung des Nationalsozialismus ließe sich leicht in den Zeitgeist der Ära Adenauer einlesen. Sie lässt sich interpretieren als Ausdruck oder Folge einer ganz bestimmten, genuin westlichen Vergangenheitspolitik, einer Schwamm-drüber-Mentalität sozusagen, wie sie sich auch in den Floskeln vom ›Nullpunkt‹ oder von der ›Stunde Null‹ aussprach. ¹⁰ In eine solche Interpretation des Romans

3 Ebd., S. 112.

4 Ebd., S. 144.

5 Ebd., S. 28, 45, 202.

6 Vgl. V. Klemperer: *LTI*. Notizbuch eines Philologen, S. 107, 266.

7 V. Schlöndorff: *Licht, Schatten und Bewegung*, S. 415.

8 Ebd.

9 M. Frisch: *Homo Faber*, S. 46.

10 Vgl. S. Hobuß: »Mythos ›Stunde Null‹«, in: T. Fischer/M. N. Lorenz, *Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung« in Deutschland*, S. 44f.

fügten sich, auf einen ersten Blick zumindest, die darin prominenteren Repräsentationen ›Deutschlands und der Deutschen‹, nämlich Westdeutschlands und der Westdeutschen. Und hier kommen wir nun, wenigstens langsam, zur Sache. Denn Düsseldorf spielt bei diesen Repräsentationen die zentrale Rolle.

Im »Homo faber«, wie er Herbst 57 an die Buchmesse kam, gibt ›Deutschland‹ allein auf dem Boden der Bundesrepublik den Schauplatz der Handlung oder doch einer Handlungsepisode ab. ›Und die Deutschen‹ sind am prominentesten in der Gestalt eines vor allem anderen »junge[n]«¹¹ Bundesrepublikaners repräsentiert. Dieser, Herbert Hencke mit Namen, ist beides, typisch deutsch und typisch westdeutsch. Er hat »ein sehr deutsches Gesicht«¹² – was auch immer das besagen mag und worin auch immer sich ein deutsches von einem, sagen wir, deutschschweizerischen Gesicht blickdiagnostisch so ganz eindeutig unterscheiden soll –; und er trägt einen hinten und vorne gleichfalls sehr deutschen, will sagen einen für Schweizer Normalverhältnisse völlig ausgefallenen Namen: »Herbert« ist und war auch seinerzeit im Pool der Schweizer Vornamen ganz und gar ungewöhnlich; und der Nachname, ohne oberdeutsche Apokope: »Hencke«, hat eine für alle Schweizer Dialekte unübliche Lautung. Er müsste hier, wenn schon, *Hänck, sprich *Hänkch, oder so ähnlich lauten.

Der also physiognomisch wie ex nomine typische Deutsche ist zugleich »Vertreter«¹³ des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Dabei ist ihm dessen Vertretung buchstäblich in Fleisch und Blut übergegangen, und sei es auch um den Preis einer peinlichen Fehlleistung seitens des Autors. Denn Hencke heißt nicht nur wie der genuin kapitalistisch verfasste Betrieb, den er vertritt; sondern er soll mit diesem abstruserweise sogar blutsverwandt sein: »Vertreter und Neffe der Hencke-Bosch GmbH.«¹⁴

Anders als dieser Firmenname oder dessen zweite Hälfte suggerieren könnte, die Assoziation mit dem realen Groß- und Traditionsunternehmen halbwegs gleichen Namens, ›Bosch GmbH‹, kommt Herbert nicht etwa aus Stuttgart – einer damals natürlich noch nicht so fatal wie heute charchierten Stadt, deren später aus anderen Gründen berühmt gewordenen Bahnhof Frisch als diplomierter Architekt sehr zu schätzen wusste –: »Hencke-Bosch

11 M. Frisch: Homo Faber, S. 7; im Original keine Hervorhebung.

12 Ebd., S. 8.

13 Ebd., S. 54.

14 Ebd.; im Original keine Hervorhebung.

GmbH. *Düsseldorf*«. ¹⁵ Womit wir nun endlich doch beim Thema angelangt wären.

Dem Firmensitz und Herkunftsort muss im »identity kit« des Deutschen eine sehr besondere Bedeutung zukommen. Denn auf Düsseldorf reduziert Faber den »Deutsche[n]« so lange, als er ihn noch nicht bei seinem erst »überhört[en]« ¹⁶ Personennamen zu nennen vermag. Nicht weniger als drei Mal nennt er ihn den »Düsseldorfer«, ¹⁷ und doppelt so oft bezeichnet er ihn herablassend oder gleichsam vereinnahmend als »mein[en] Düsseldorfer«. ¹⁸

Die in solchen Antonomasien so obstinat fixierte Stadt war für das »neue« Deutschland, das neue Westdeutschland unter mehr als einem Aspekt repräsentativ. Anders als etwa Stuttgart lag sie nahe an den politischen Machtzentralen der Bundesrepublik, ja in Bonns unmittelbarem Einzugsgebiet oder vice versa. Im Krieg »gut« zur Hälfte zerstört, wurde sie neu wiederaufgebaut. Dieses Düsseldorf oder, wie Faber hierfür bezeichnenderweise sagt: »das heutige Düsseldorf« ¹⁹ wurde zur Hauptstadt eines ganz neu geschaffenen, insofern vom bisherigen Deutschland dissoziierten, und zwar des wichtigsten Bundeslands, soll heißen des bevölkerungsreichsten und industriell stärksten. Aber wem sagen wir das alles! Damit war Düsseldorf denn ein, wenn nicht *das* Epizentrum des deutschen Wirtschaftswunders, zu dessen »Vertreter[n]« Herbert Hencke und zu dessen Profiteuren seine »Gesellschaft mit beschränkter Haftung« gehört.

In solcher sehr bundesrepublikanischer Gestalt eines »junge[n] Deutsche[n]« ²⁰ erscheinen »Deutschland und die Deutschen« schon auf den ersten paar Seiten des Romans, ohne dass das damit evozierte Bild später noch differenziert würde. Denn der hier charakterisierte Deutsche bleibt im Wesentlichen der einzige, den einem der Autor unmittelbar vorführt (in jeder Bedeutung des Verbs vorführt); abgesehen lediglich von einem einzigen weiteren. Der tritt in jener einen Episode auf, die auf deutschem Boden spielt, und zwar wiederum in Düsseldorf. Dabei aber erinnert der »junge Techniker«, ²¹

15 Ebd.; im Original keine Hervorhebung.

16 Ebd., S. 7.

17 Ebd., S. 16, 18, 23.

18 Ebd., S. 11, 13f., 17, 19.

19 Ebd., S. 192.

20 Ebd., S. 7; im Original keine Hervorhebung.

21 Ebd., S. 185.

dem Faber dort begegnet, verdächtig stark an den ersten Düsseldorfer. Seinerseits »jung[]«, soll er Faber, der ihn wie seinen ersten Düsseldorfer »nicht los«-werden kann, mit seiner »gefällig[en]« Beflissenheit und angemäßigten »Besserwisserei« »nervös« und »krank« machen.²² »[R]edete« Herbert »über Radar, wovon er wenig verstand«,²³ so sondert »[d]er Junge« vor Ort »Quatsch über Optik« ab, »wovon er nichts versteht«,²⁴ wiederum im Gegensatz natürlich zu Faber, einem Absolventen der, wie er mehr als einmal zu Protokoll gibt, »Eidgenössischen Technischen Hochschule«,²⁵ der »seinem« ersten Düsseldorfer denn zuvor erst einmal die »Optik« seiner »Kamera [...] erläuter[n]« muss.²⁶

Abgesehen von der Marginalfigur aber eines zweiten Düsseldorfers, der also bloß eine Dublette oder ein Wiedergänger des ersten bleibt, werden der Parade ausgerechnet solch eines Landsmanns wie Herbert Hencke im weiteren Verlauf der erzählten Zeit keine anderen Deutschen mehr zur Seite, geschweige denn gegenübergestellt. Der junge Düsseldorfer und neue Deutsche, ob schon weiß Gott kein Beau, scheint nicht mehr an den hässlichen Deutschen gemahnen zu sollen. Er löst keine Ängste mehr aus, sondern im Gegenteil nur noch Überlegenheitsgefühle.

›Der« Deutsche und Düsseldorfer ist nicht nur technisch weniger versiert als der Absolvent einer *Eidgenössischen* Technischen Hochschule. Er ist auch weniger weltgewandt. Seinem, natürlich des Düsseldorfers, »schwache[n] Englisch«²⁷ muss der Schweizer entgegenkommen, der diese Weltsprache so gut spricht, dass man einen Deutschschweizer Akzent offenbar nicht mehr heraushören kann.

Selbst das Wirtschaftswunder, das der Düsseldorfer und seine Vaterstadt verkörpern und durch das es die Bundesrepublik über kurz oder lang wieder zu einer immerhin ökonomischen Weltmacht brachte, erscheint in seiner Person so beeindruckend nicht. Eher erscheint es banal oder sogar ein bisschen lachhaft. Denn anders, als es die eine Hälfte ihres Namens erwarten ließe, produziert seine Firma keine Elektrotechnik, eine Stärke der deutschen Wirtschaft bis auf den heutigen Tag. Sondern es sind Zigarren, obwohl sich die Zentren

22 Ebd., S. 185–187.

23 Ebd., S. 8.

24 Ebd., S. 187.

25 Ebd., S. 15, 33.

26 Ebd., S. 23.

27 Ebd., S. 8.

der deutschen Zigarrenproduktion, ohnedies nie besonders renommiert, eh und je weitab von Düsseldorf befanden. (Wirtschafts- oder literaturgeschichtlich lagen sie, wie erwartbar, vor allem in Hansestädten, Hamburg und Bremen, woher denn auch der Hans Castorp des »Zauberberg« seine Maria Mancinis bezieht.)

Wenn die Hencke-Bosch GmbH, deren Vertreter und Neffe so felsenfest an die Zukunft der deutschen Zigarre glaubt und selber starker Zigarrenraucher ist wie der sogenannte Vater des Wirtschaftswunders und nächste Bundeskanzler, – wenn also diese Zigarrenfirma gegen alle Wahrscheinlichkeit dermaßen eng mit Düsseldorf assoziiert wird, dann zunächst offensichtlich um der Handlungsregie willen. Das Produkt, das in Düsseldorf eigentlich wenig zu suchen hätte, stellt eine handlungslogisch plausible Verbindung zu Mittelamerika her. Der Protagonist, sonst eigentlich Zigarettenraucher, wie damals in der westlichen Hemisphäre noch besonders schick, steigt vor Ort auf Havanas um, nachdem er die deutschen Zigarren dankend abgelehnt hat, die ihm sein Düsseldorfer anbot oder aufzudrängen versuchte. Und vor den dort genannten und typographisch eigens hervorgehobenen Markennamen verblasst die deutsche Zigarre dann erst recht zu einem kläglichen Scherzartikel: »*Paratagas*«, »*Romeo y Julieta*«. ²⁸

Wenn Faber Deutsche von Herberts Sorte nicht mag, dann, so scheint es, wegen ihrer Zudringlichkeit, ihrer Ignoranz und Ähnlichem. Dass seine kategorische Abneigung hingegen mit den Erfahrungen zu tun haben könnte, die seiner Generation mit Deutschland und den Deutschen zu machen nicht erspart blieb – man rechnete fest mit einem auf das Datum genau geplanten Einmarsch der Wehrmacht –, dieser Verdacht brauchte sich bei der deutschen Leserschaft nicht einzustellen. Oder vielmehr brauchte er sich nicht *mehr* einzustellen. Denn etwas anders stehen Deutschland, die Deutschen und namentlich auch der Düsseldorfer da, wenn man den Roman historisch-kritisch aufdröselst, wie es heute ein Typoskript erlaubt, das erst vor Kürzerem aufgetaucht ist, nachdem es offensichtlich auf eine Direktive Frischs hin unzugänglich blieb und ein halbes Jahrhundert lang als verschollen galt, die Vorstufe zur Druckvorlage.

Im historisch-kritischen Aufriss erweist sich die vergleichsweise harmlose, allenfalls ein wenig lächerliche Figur, die Fabers Düsseldorfer im publizierten Text macht, als Resultat einer Überarbeitung. In deren Verlauf wurde Herberts Person auf den Abstand erst *gebracht*, den sie nunmehr wie die

28 Ebd., S. 173f.; Hervorhebung des Originals.

Romanhandlung überhaupt zum nationalsozialistischen Deutschland hält. Dessen Boden wurde ehemals sehr wohl noch betreten, bei der Gelegenheit auch ein SA-Schergen paradiert, »ein Orangutang [sic!] in schwarzen Stiefeln und braunem Hemd, Revolver im Gurt, Hakenkreuz am Ärmel«²⁹ usw. Vor allem aber war der Düsseldorfer einst noch ganz anders und viel tiefer in den Nationalsozialismus verstrickt, als er es jetzt ist.

Jetzt soll er einfach als Soldat gedient haben. Dies allerdings von Anfang bis Ende, hüben und drüben: sowohl »im Kaukasus«³⁰ als auch in Paris; wobei man diese Totalität seiner Kriegsteilnahme umso ernster nehmen muss, als sie mit einem massiven Anachronismus erkaufte ist. Ein »junge[r] Deutsche[r]«,³¹ 1957 »anfangs Dreißig«,³² also Mitte der Zwanzigerjahre geboren, hätte zwar, sehr spitz gerechnet, an der Sommeroffensive von 1942 schon teilnehmen dürfen und also mit knapper Not auch tatsächlich an der Eroberung der Erdölfelder »im Kaukasus«. Aber als die deutschen Truppen Paris einnahmen, Frühjahr 1940, hätte er ein wehrpflichtiges Alter unmöglich schon erreicht haben können. (Das wehrfähige Alter für gewöhnliche Wehrmachtssoldaten lag bei achtzehn Jahren, bei siebzehn für Freiwillige der Waffen-SS,³⁴ zu der Herbert, wie sich gleich noch herausstellen wird, zumindest einmal hätte gehören sollen. Genügend tief herabgesetzt, auf sechzehn, wäre der Beginn der Wehrpflicht erst Jahre später worden, 1944.³⁵)

Obleich seine sozusagen umfassende Kriegsteilnahme also gegen alle Wahrscheinlichkeit gesucht und gewollt ist: Der Düsseldorfer scheint doch nur eben bei der Wehrmacht gewesen zu sein, wie so viele deutsche Männer seiner Generation auch. Und wie so viele es später von sich mindestens behaupteten, war er kein Nationalsozialist. Oder jedenfalls scheint nichts mehr darauf hinzuweisen, dass er es hätte sein können. Von vornherein grenzt er sich von der nazistischen Rassenideologie ab, in seinen allerersten Worten, gesprochen keine Woche bevor die ersten Wehrpflichtigen in die Bundeswehr einrücken würden und aus Anlass der also kurz bevorstehenden »Wiederbewaffnung«,

29 Mit freundlicher Erlaubnis des Max Frisch-Archivs an der ETH-Bibliothek, Zürich.

30 M. Frisch: *Homo Faber*, S. 9.

31 Ebd., S. 7.

32 Ebd., S. 8; im Original keine Hervorhebung.

33 Ebd., S. 9.

34 Vgl. R. Absolon: *Die Wehrmacht im Dritten Reich*, Bd. 5: 1. September 1939 bis 18. Dezember 1941, S. 119f., 126f.

35 Vgl. ebd., Bd. 6: 19. Dezember 1941 bis 9. Mai 1945, S. 592.

die »kein Deutscher wünsche«;³⁶ mag er den berüchtigtsten Propagator dieser Ideologie bei der Gelegenheit auch scheinbar ironisch mit einem befremdlich verharmlosenden Attribut versehen: »Unterscheidung nach Herrenmenschen und Untermenschen, wie's der gute Hitler meinte, sei natürlich Unsinn«.³⁷ Aber er kenne den Iwan, weil er eben im Kaukasus gewesen sei, »seinem Kaukasus«,³⁸ und Asiaten blieben Asiaten.³⁹

Diese eine rassistische Ausfälligkeit stand ursprünglich, im erhaltenen bzw. wiederaufgetauchten Typoskript, noch nicht so isoliert und erratisch da wie jetzt. Sondern sie war integraler Teil und Ausdruck einer noch viel schärferen und härteren Konturierung des Deutschen, der nicht umsonst Herbert heißt und in einem fort Belletristik konsumiert, ein »Heflein«⁴⁰ nach dem anderen liest (aus der Reihe »rororo«,⁴¹ mit der Ernst Rowohlt nahtlos an den Frontbuchhandel anzuknüpfen vermochte⁴²). Der sehr deutsche Vorname Herbert ist nämlich vom Gesamtwerk her schon eindeutig besetzt. Er kommt dort nur noch ein einziges weiteres Mal vor, und zwar in einem ein Jahr dutzend älteren Theaterstück, dem ersten des Autors, das je aufgeführt, auch als sein erstes in Deutschland gegeben wurde, »Nun singen sie wieder«.

Dort verhandelte Frisch ein ihn zeitlebens vexierendes Problem. Der Herbert des Dramas verkörperte den Widerspruch zwischen dem hohen Niveau der deutschen Kultur einerseits und der Grässlichkeit der von ihren Konsumenten begangenen Verbrechen andererseits. Herbert ist der Name eines kunstbeflissenen, aber gewissenlosen Täters. Diese Besetztheit des so deutschen Vornamens passt nun plötzlich ganz genau zu Fabers Düsseldorfer, wie er im Typoskript noch konstruiert war: »bei der Waffen-SS und begeistert, Idealist, dersich [sic!] jegliches Greuelmärchen verbitten muss«.⁴³ Dass er »ein Nazi war«, »vermutet« Faber im Typoskript ausdrücklich, und »nicht nur« das;

36 M. Frisch: Homo Faber, S. 9.

37 Ebd.

38 Ebd., S. 41.

39 Ebd., S. 9.

40 Ebd.

41 Ebd.

42 Vgl. D. Oels: »Rowohlts Rotationsroutine. Das moderne Taschenbuch in Deutschland und der rasante Aufstieg des Rowohlt Verlags nach 1945«, in: E. Schütz/P. U. Hohendahl, Solitäre und Netzwerker, S. 188–192.

43 Mit freundlicher Erlaubnis des Max Frisch-Archivs an der ETH-Bibliothek, Zürich.

sondern er hat dort auch »festzustellen«, dass sein Düsseldorfer »ein Nazi [...] immer noch ist«. ⁴⁴

Der junge Düsseldorfer, bei dem das im publizierten Romantext niemand mehr zu vermuten braucht, geschweige denn feststellen muss, hat also im Lauf der Textgenese so etwas wie eine literarische Entnazifizierung durchgemacht. Und gar so weit, wie es den deutschen Lesern und Leserinnen des Romans vorkommen konnte oder musste, war seine Vaterstadt in der früheren Gestalt des Texts nun doch auch wieder nicht von der Geschichte dissoziiert, die endlich zu ihrer Zerstörung und mittelbar zum seinerseits jungen Erscheinungsbild des »heutige[n] Düsseldorf« führte (unter Architekten übrigens, die aus Albert Speers Planungsbüro kamen⁴⁵).

Literatur

- Absolon, Rudolf: Die Wehrmacht im Dritten Reich (= Schriften des Bundesarchivs), Boppard a. Rh. 1969–1995.
- Durth, Werner: Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen. 1900–1970, München 1992.
- Durth, Werner: »Düsseldorf. Kontinuität in Kontrasten«, in: Jörn Düwel et al. (Hg.), 1945. Krieg – Zerstörung – Aufbau. Architektur und Stadtplanung 1940–1960 (= Schriftenreihe der Akademie der Künste, Bd. 23), Berlin 1995, S. 325–336.
- Durth, Werner/Sigel, Paul: Baukultur. Spiegel gesellschaftlichen Wandels, Berlin 2009.
- Frisch, Max: »Homo Faber«, in: Ders., Gesammelte Werke in zeitlicher Folge, Bd. 4: 1957–1963, hg. v. Hans Mayer, Frankfurt a.M. 1976, S. 5–203.
- Frisch, Max: Aus dem Berliner Journal, hg. v. Thomas Strässle, Berlin 2014.
- Hobuß, Steffi: »Mythos »Stunde Null«, in: Torben Fischer/Matthias N. Lorenz (Hg.), Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung« in Deutschland. Debatte- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945, Bielefeld 2015, S. 44f.
- Klemperer, Victor: LTI. Notizbuch eines Philologen, Stuttgart 1975.

44 Ebd.; im Original keine Hervorhebung.

45 Vgl. W. Durth: Deutsche Architekten, S. 346–382; Ders.: »Düsseldorf. Kontinuität in Kontrasten«, in: J. Düwel et al., 1945. Krieg – Zerstörung – Aufbau, S. 325–336; W. Durth/P. Sigel: Baukultur. Spiegel gesellschaftlichen Wandels, S. 451–453.

Oels, David: »Rowohlts Rotationsroutine. Das moderne Taschenbuch in Deutschland und der rasante Aufstieg des Rowohlt Verlags nach 1945«, in: Erhard Schütz/Peter Uwe Hohendahl (Hg.), *Solitäre und Netzwerk. Akteure des kulturpolitischen Konservatismus nach 1945 in den Westzonen Deutschlands*, Essen 2009, S. 185–208.

Schlöndorff, Volker: *Licht, Schatten und Bewegung. Mein Leben und meine Filme*, München 2008.